

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Halte fest an der Partei, wenn du ein Parteimann bist;
aber unentwegt verleugne jeden Lügner und Sophist.

Als Gegner achte, wer es sei!
Strauchdiebe aber sind keine Partei.

Gottfried Keller

Meine Kinder.

Naturausnahmen von Marie Tischmann.

Der Vater ist krank. Schon viele Wochen liegt er in der Schlafkammer, wo er, wenn er sich aufrichtet, ein kleines Stückchen blauen Himmel und ein paar Baumspitzen sehen kann. Mit einem Mal ist uns die Idee gekommen, sein Bett in das Kinderzimmer hineinzuschaffen, dessen Fenster auf einen grünen Platz gehen. Und wir freuen uns und sind verwundert, daß wir erst jetzt den guten Gedanken hatten.

Aber die Jungen sind nicht so zufrieden. Denn die Spielsachen müssen vorläufig oben im Krankenzimmer bleiben. Unmöglich, die Sachen hinaus zu bringen, ohne den armen Vater aus der Haut fahren zu lassen.

Ob sie wenigstens die aufgebauten Steinhäuser und Burgen leise, ganz leise abtragen und rüberchaffen dürften?

Heut ist kein Gedanke daran, der Vater kann das Klappern nicht aushalten — „fragt morgen noch mal an.“

Morgen ist's aber wieder nichts und übermorgen ebenso. Schließlich bleibt alles so stehen und liegen, wie es die Kinder am letzten Spieltage verließen.

Da kommt die kleine Niece hineingeschlichen, unsere Jüngste. Sie hat's jetzt schlecht. Sonst ist sie immer mit der Mutter zusammen, denn die Jungen wollen nicht mit ihr spielen, weil sie noch viel zu dumm ist. Aber jetzt sieht die Mutter, so oft sie freie Zeit hat, oben im Krankenzimmer beim Vater, und wenn das Mädel hereinkommt, heißt's gleich: „Pst, pst, — leise!“

Aber sie kommt eben immer wieder und sieht, ob nicht einer für sie Zeit hat — unten weiß sie nichts anzufangen.

Leise, leise kommt sie auf bloßen Füßen und geht, in dem Bemühen, unhörbar zu sein, ganz einwärts.

Der Vater schläft gerade, und die Mutter ist froh, daß er das Kind nicht gehört hat.

Die Nusch legt bedeutsam den Finger an den Mund und das Mädel versteht. — Unschlüssig steht sie, — was anfangen?

Ganz vorsichtig schleicht sie an den Jungen-Tisch.

Und keiner wehrt ihr's!

Vorsichtig baut sie etwas weiter, wirklich fast geräuschlos, und so selig, daß die Brüder nichts verbieten — die ja draußen nicht ahnen, was hier vorgeht.

Nicht etwa, daß das Mädel den Vater geweckt hätte, — und wenn auch, er kann da nicht ärgerlich sein! So niedlich steht das kleine Ding aus, — die langen blonden Locken noch verwirrt, die Haarschleife längst schief nach der Seite gerutscht, — das Schürzchen war sicher schon vor sehr, sehr langer Zeit — etwa heut morgen — sauber, jetzt sieht's nach Gartenzaun und Regentonne aus. Das Süßeste aber ist das vor Eiser rote Gesichtchen. So ungestört hat sie schon lange nicht im brüderlichen Eigentum wirtschaften können, — mit den schühenden Eltern im Hintergrund!

Und wie wir alle im besten Freuen sind, geht abermals leise die Tür auf, — und im nächsten Augenblick fahren zwei Jungen auf das kleine Mädel los.

Nur schwer bekomme ich die beiden Empörten aus dem Zimmer! Endlich sind sie draußen, und wir hören, wie sie sich unter gründlichen Rachechwüren die Treppe herunterbegeben.

— Ahnungslos kommen wir nach ein paar Stunden herunter. Aber, was ist denn das? Im ganzen Garten zerstreut liegen Mädels Puppenbetten — und in möglichst phantastischen Gruppierungen sind rings umher Spielsachen verteilt, manches verzerrt und entstellt, jedenfalls in gradlicher Unordnung.

Wir dämmert's fürchterlich: „Der Brüder Rache!“ Und ich bin schon in Angst, — natürlich wird's Mädel jetzt in einem Zornausbruch sich erleichtern — — ein steinerweichendes Geheul anstimmen. —

Aber nichts von dem!

Totlachen will sie sich über „sone Dummheiten“.

„Das Kaninchen in der Wiege, Nusch! Die Täubchen, die Nusch und das Schweinchen auf dem Herd! Das Zelluloidbaby nadt auf der Trommel, die Kleidchen im ganzen Garten verweht. —!“

Immer neue „Dummheiten“ der Brüder stellt sie jubelnd fest, und es dauert eine ganze Weile, bis wir alles wieder vernünftig untergebracht haben.

Dann aber küßte ich mein liebes, gutes, dummes Mädel, das noch gar nicht ahnte, wie niederträchtig die Menschen sein können und welche teuflische Bosheit in nächster Nähe sie umlauert.

Wie Marj und Moritz in Witwe Volkes Küche gucken die beiden jetzt hinter der Laube vor. Na wartet — ihr!“

Weiß der liebe Himmel, ich muß in meinen Sachen immer aufräumen!

Dabei bin ich doch nicht einmal so schrecklich unmordentlich, ein Zeichen dafür ist doch schon, daß ich überhaupt aufräume!

Schreibisch und Nähisch haben so viele Fächer und so tausenderlei Sachen sind drin und drauf, man muß halt immer aufräumen.

Und ich tu's auch gern, es ist unterhaltsam genug. Man findet immer allerhand Sachen, über die man ins Nachdenken und Erinnern kommt. — Auch die Kinder denken so wie ich, — freilich suchen und finden sie greifbare Freuden dabei.

Wenn ich im Nähisch aufräume, sind alle um mich herum, und es fällt für jeden etwas ab.

Ein einzelner atmodischer Knopf, eine alte Bürtelschnalle, ein buntes Schnürchen und ähnliche Herrlichkeiten, die bei ihnen die beste Verwendung finden.

It's ein besonders kostbares Ding, das ich anpreisend in die Höhe halte, dann entbrennt meist ein heftiger Kampf darum.

Heut war's ein dünner, kleiner Riemen, auf dessen Ursprung ich mich beim besten Willen nicht zu entsinnen weiß.

Vielleicht ein Uhrenarmbandriemen?

Georg behauptet: „Es ist meiner, Mutter; ich weiß ganz genau: ich hab ihn bloß so bissel verloren und du hast ihn gewiß gefunden und aufgehoben. Ich muß ihn kriegen! Weißt du nicht, Nusch!“

Du sollst nicht lügen und nicht stehlen, und was du findest, nicht verhehlen!“

Ich: „Wenn's wirklich so ist, dann — —“

Mein Sohn Klaus: „Keine Idee, Nusch! Ich weiß ganz genau: der Riemen war von Mädels Weihnachtshund das Halsband, und das Mädel hat ihn mir geschenkt, du hast 'n bloß aufgehoben. Bis mir 'n!“

Er verschwindet schon in seiner rechten Hosentasche, der aufgebekullt!

Georg fährt auf ihn los: „Raus gibst 'n, Diebsgesicht! Wo ich so genau weiß, daß es doch meiner ist.“

Sie ringen ergrimmt miteinander.

Hans und 's Mädel stehen wohligh gruselnd und voll Interesse daneben.

Eine Weile tu ich, als merke ich nichts, — sie werden sich schon einigen.

Ja, Kirchtuchent! Ich hab mich gründlich getäuscht! Sie sind ganz ineinander verbissen, schimpfen und balgen sich mörderlich.

„Jetzt ist's genug! Geht auf der Stelle den Riemen her! Keins bekommt ihn!“

Eine Minute Ruhe, erhobte Gesichter, verbrauchte Haare und Tadel. Dann leises Murren und wütende Blicke der beiden Gegner.

Hans hat eine gloriose Idee. „Verlos ihn doch, Nusch!“

Also gut. Es werden zwei Lose gemacht — Hans und 's Mädel scheiden ja aus — und mit höchster Spannung gezogen. —

Klaus ist der glückliche Gewinner und Georg hat die Niete.

Natürlich wurmt ihn der traurige Ausgang, und er weint und heult so lange, bis ich's nicht mehr aushalten kann.

„Wenn du jetzt, bis ich drei gezählt habe, mit dem Heulen nicht aufhörst, nehm' ich den Stock!“

Fortgeschleht, langatmiges, unvermindertes hu—ä, hu—ä, hu—ä.

Ich zähle: „Eins — —“

Keine Veränderung — —

„Zwei — —“

Keine Veränderung — —

„Georg, ich hol jetzt schon den Stock — —“

Prompte Antwort: „Ich hab ja noch bis „drei“ Zeit!“

Das Buch und sein Gewand.

Von Werner Peiser.

In der letzten Zeit wurde von den verschiedensten Seiten die Feststellung gemacht, daß es mit dem deutschen Buch wieder bergauf gehe. Diese erfreuliche Tatsache bezog sich weniger auf die literarische Seite — die leider noch immer zu wünschen läßt — als vielmehr auf die äußere Gestalt des Buches, die durch vier Jahre Krieg, Geldentwertung, Materialverteuerung, Abstumpfung der Menschen usw. schwer gelitten hatte. Das schöne Buch ist heute, so kann man mit Freude konstatieren, nicht mehr eine Angelegenheit der Bibliotheken und der Bücherfalter, sondern es ist eine Angelegenheit des Volkes geworden. Während die letzten Jahre durch das Streben nach weitestgehender Befriedigung praktischer Gesichtspunkte gekennzeichnet waren, macht sich heute allgemein eine Sehnsucht nach Schönheit geltend, die auch auf dem Gebiete des Buchwesens Erfüllung fordert.

Aber Wunsch und Erfüllung klaffen weit auseinander. Jene unheilvollen Kriegsfolgen bestehen noch immer in vollem Umfange, und so entsteht für den Bücherfreund, der nicht mit den Bibliothekshilfen identisch gedacht wird, ernste Sorgen, wie er ohne übergroße Inanspruchnahme seiner Finanzen seinen Büchern ein, auch äußerlich, würdiges Gewand vertehen kann. In den folgenden Zeilen soll versucht werden, auch dem unbemittelten oder minderbemittelten Bücherfreund ein paar praktische Winke zu geben.

Das erste Gebot sollte lauten: Kaufe Dir alle Bücher, die Dir inhaltlich und sachlich besonders am Herzen liegen, ungebunden (broschirt). Es entstehen zwar durch die Notwendigkeit, sich die Bücher selbst binden zu lassen, etwas größere Kosten, als wenn man das Buch gebunden bezieht, aber auf der anderen Seite erwächst der gewaltige Vorteil, daß man von dem Geschmack des Verlegers unabhängig wird, für den bei der Herstellung von Massenproduktion ganz andere Gesichtspunkte geltend sind und geltend sein müssen, wie für den einzelnen Bücherbesitzer. Gerade die letzte Zeit hat eine bedeutende Hebung der handwerklichen Herstellung des Buches herbeigeführt. Während die ausgehenden Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts eine Ueberfülle auf maschinellen Wege hergestellter Massenwaren auf den Büchermarkt warfen, wandten sich die Bücherfreunde seit Beginn dieses Jahrhunderts mehr und mehr der handwerksmäßigen Einzelherstellung des Buches zu, weil es immer deutlicher sichtbar wurde, daß nur die individuelle Behandlung des Buches eine Anpassung an den individuellen Geschmack des Bucheigentümers ermöglichte. Hierdurch entstand eine innige Zusammenarbeit zwischen beiden Teilen, die durch Austausch wechselseitiger Erfahrungen und durch gegenseitige Anregungen von größtem Nutzen wurden.

Ueber die äußere Gewandung des Buches Ratschläge zu erteilen, ist nicht ganz einfach, weil sie, wie schon erwähnt, abhängig von dem individuellen Geschmack des einzelnen ist. Dennoch seien ein paar Hauptgrundsätze zusammengestellt: Für wertvolle Bücher größerer wie kleinerer Formate wähle man den Leder- bzw. Halblederband, der zur besseren Sicherung auf Bünden gearbeitet wird. Unter den Lederarten wähle man sorgfältig und scheidet vor allem das berüchtigte „Spaltleder“ aus, dessen Lebensdauer eng begrenzt ist. — In den meisten Fällen wird sich ein Ganz- oder Halblederband zu teuer stellen; ferner muß vor allem vermieden werden, daß für die Ausstattung des Buches ein Material von einer Kostbarkeit gewählt wird, die seinem Inhalt nicht entspricht. Gerade in dieser Hinsicht haben die viel zitierten Kriegsgewinnler und Snobisten des Weltkrieges schwer gesündigt; war es ihnen doch vielfach gleichgültig, welchen Inhalt die Einbände hatten; entscheidend allein war der Gesichtspunkt, ob der braune oder schwarze Einband auch — zu der neuerworbenen Herrenzimmereinrichtung paßte. — Falls ein Leder- oder Halblederband zu kostspielig wird, so ist der Leinwand- und Kalloeinband bzw. Halbeinband zu empfehlen. Auch er gibt dem Buche eine gewisse Dauerhaftigkeit, deren es unter keinen Umständen entbehren darf, falls es nicht eines Tages ein Ansehen erhalten soll, das den Bücherfreund auf das empfindlichste verletzt. Um die einzelnen Bogen des Buches fest miteinander verknüpft zu halten, wähle man die Fadenziehung an Stelle der, leider noch immer beliebten, Drahtverknüpfung, die nur zu leicht dem Verrotten und Zerbrechen ausgesetzt ist. — Als Vorsatzpapier wähle man möglichst ein einfarbiges Papier, das mit dem Einband des Buches keinesfalls im Widerspruch stehen darf, möglichst aber seine Erscheinung ergänzt. Je schlichter das Ganze gehalten ist — dieses Prinzip sollte zum Gemeinplatz aller Bücherfreunde werden — um so vornehmer die Wirkung, um so dauerhafter aber auch die Neigung des Besitzers zu seinem Buch. Wenn man bei Halbleder- oder Halbleinwandbinden große Ecken aus dem gleichen Material vermeidet — wie es gegenwärtig üblich ist — so sollte man doch unter allen Umständen die Ecken ganz leicht und kaum sichtbar mit Pergament einfassen lassen, um hierdurch die Dauerhaftigkeit des Buches zu erhöhen. Unbedingt zu vermeiden ist Goldschmuck bei wissenschaftlichen Büchern und schwere Goldverzierung auf Rückendeckeln. Am vornehmsten wirkt stets der Titel des Buches in einfachen goldenen Buchstaben mit lateinischer Schrift. Desgleichen sollte man auf die jetzt beliebte Mode des Pergamenteinbandes verzichten. Pergament gehört seinem Wesen nach nun einmal zu einem Buch, das schon äußerlich gewaltig im Format und schwer im Inhalt ist. Gegen eine Bibel, ein lateinisches Werk, auch einen Vorzugsdruck in Pergament ist wenig einzuwenden. Bestimmend muß es jedoch wirken, wenn man etwa

Irische Gedichte oder leicht hingleitende Novellen in den klassischen Einband des wuchtigeren Mittelalters gebunden sieht.

Bei dem gedrängten Raum, der zur Verfügung stand, konnten hier nur ein paar der wichtigsten Anregungen gegeben werden, die für jeden Bücherfreund maßgebend sein sollten. Wer sich unter Zugrundelegung der hier gemachten Vorschläge seine Bücherei ausbaut — wobei selbstverständlich stets das größte Hauptgewicht auf den Inhalt des Buches zu legen ist — wird auch äußerlich ein Wert erhalten, dessen er nie überdrüssig wird, und das Generationen überlebt.

Böcklin 1848 in Paris.

Von Alwin Rudolph.

Wer in irgendeinem Museum vor einem der farbenleuchtenden, westentrübten, in märchenhafter Schönheit strahlenden Gemälde Böcklins steht, der ahnt nicht, unter welchen bitteren Entbehrungen, in welchen schweren Leidensjahren der Meister zu dieser Höhe seines Schaffens gereift ist. Bernhard Wyß hat uns jetzt ein Büchlein „Erinnerungen an Böcklin“ beschert, das neben vielen heiteren Episoden auch von der Bergweisung des jungen Künstlers erzählt, der manchmal für seine Familie nicht ein Stück Brot im Hause hatte. In dieser Bergweisung hatte Böcklin einmal in Rom den Entschluß gefaßt, in die päpstliche Schweizergarde einzutreten und bereits den Kontrakt ausgefüllt, den dann seine mutige und entschlossene Frau wieder rückgängig machte.

Aber nicht besser erging es ihm als Junggeselle in Paris, wo er manchen Tag ohne Nahrung war, und besonders schlecht in den Tagen der Februarrevolution. Davon hat Böcklin später des öfteren mit heiterem Lächeln erzählt, und jedes Jahr hat er den Revolutionstag gefeiert. Was wir von ihm selbst nicht wissen, das hat uns sein Gefährte und Landsmann, der Tiermaler Rudolf Koller, berichtet, und der kürzlich verstorbene Schweizer Literaturhistoriker Adolf Frey hat diese Berichte aufgezeichnet. So erschließt sich uns nicht nur der Lebensweg eines Künstlers, sondern wir haben damit zugleich einen authentischen Bericht aus den Revolutionstagen. Da er ebenso interessant wie lehrreich ist, besonders für unsere Zeit, wollen wir daraus einen kleinen Auszug geben.

Wir zogen mit den Aufständischen weiter, gegen die Seine hin, übertriegen eine Anzahl Barrikaden und gelangten gegenüber der Notre-Dame-Kirche mit Mühe zum Fluße. In der Ferne, vom Pont neuf her, hörten wir starkes Pelotonfeuer; es trachte fürchterlich. So schnell als möglich drangen wir mit den übrigen vorwärts, über mehr als zwanzig Barrikaden hinweg, bis wir in die Nähe des Feuers gelangten. Da waren wir Augenzeugen, wie das Volk mit Hilfe der Nationalgarden die Linientruppen und die Keiterei zurücktrieb und entwaffnete. Nun rückten wir weiter über den Pont neuf, wo man uns Gewehre anbot; wir wiesen sie aber zurück. Wir schlossen uns einem Trupp Aufständischer und Bürger an, und nun ging es gegen den Louvre und die Tuileries. Wir hielten uns auf dem Trottoir. Das Volk stürmte mit gefälltem Bajonett in den Louvre. Einige schossen auch hinein, weil sie Feinde darin zu sehen meinten.

Wir waren in einer ganz schwierigen Lage. Von beiden Seiten, das heißt vom Pont neuf sowohl wie vom Pont royal, drang Volk in die weite Passage des Louvre hinein, der wir uns gerade gegenüber befanden. Im Rücken hatten wir die Seine, und in einersort wurde hart geschossen. Als der größte Teil durch die Passage hindurch war, die auf den Karussellplatz führt, entstand ein anhaltendes Gewehrfeuer. Wir, ganz ohne Waffen, beinahe an nichts denkend und dem Beispiel anderer Anwesender folgend, drangen auch in den von Rauch gefüllten Durchgang hinein, sahen aber auf dem Karussellplatz schon keine feindlichen Truppen mehr, sondern nur tote Pferde, Tschakos und einen gewaltigen Rauch. Das Volk zündete die Wachthäuschen auf dem Karussellplatz an und stürmte in die Tuileries hinein; wir nach, besonders aus Neugierde, die königlichen Zimmer und all die Pracht zu sehen.

Zuerst gelangten wir in die königliche Küche. Hier bot sich ein seltsames Schauspiel, drollig und merkwürdig. Schon beim Eingang und auf den Treppen kamen uns Blusenmänner entgegen, die Schinken, Braten, ganze Rehe, Geflügel, Würste auf ihre Bajonette und Spieße aufgesteckt hatten. Für solche Herrlichkeiten waren wir schon etwas zu spät eingetroffen. Uns blieb nichts übrig als Gemüse, noch in den Kesseln über dem Feuer, also noch ganz warm. Die Blusenmänner hatten sich recht gemächlich um die Schüsseln gelagert und fischten die Rüben, Kartoffeln usw. mit den Säbeln heraus. Wir drei gerieten in eine dunkle Speisekammer und eroberten nach langem Suchen in der Dunkelheit ein mächtiges Stück Parmesan. Sofort in drei Teile zerschnitten und in die Tische damit! Wir hatten die größte Freude, besonders Werbüller, der schon die Ausgabe für ein Mittagessen erspart glaubte.

Dann stiegen wir die Treppe hinauf. Eine große, gedeckte Bahre wurde soeben von vier Männern heruntergetragen. „Respectez les blessés!“ (Achtung! Verwundete!) hieß es, und alles entblühte das Haupt. Es waren aber, wie wir später erfuhr, nicht Verwundete, die hier von den Nationalgarden in Sicherheit gebracht wurden, sondern — Kleinodien.

Nun ging's in die königlichen Gemächer, in die Salons und in den Thronsaal. Das Volk empfand das größte Verlangen daran, sich auf die prachtvollen Sessel und Divans zu setzen. In den Schlaf- und Toiletenzimmern standen einige, die an den vielen Pomadentöpfen und Fläschchen rochen; einer versuchte sogar, den

mes solchen zu trinken, spuckte ihn aber unter Grimassen aus. Andere legten sich in Louis Philipps Bett und rissen die Wige dazu. Andere setzten sich ruhig hin und blätterten in Büchern, andere wieder bejahen die Kupferstiche und Gemälde an den Wänden. Jede Kleinigkeit wurde befasst, doch alles ganz fähig wieder an seinen Platz gestellt. Schon war allenthalben eschlagen: „Respectez les beaux arts!“ (Schont die Kunstwerke!) Die Bilder des Königs und seiner Familie wurden zerschossen und zerschlagen, die vorgefundenen Briefe gelesen und auf die Straße hinuntergeworfen. Häufig wurde in die Spiegel und Kronleuchter gefeuert, so daß der Aufenthalt in diesen Zimmern recht gefährlich war, wie mir denn im Thronsaal eine Kugel am Kopf vorbeisaupte, die, unten vom Karussellplatz heraufgeschossen, den großen Spiegel zertrümmerte. Hier, im Thronsaal, herrschte ein fürchterlicher Lärm und ein wildes Gewühl, weil jeder der Anwesenden einen Feigen vom Thron herunterreißen wollte.

Ein schönes Schauspiel zeigte sich auf dem Hofe des Residenzschlosses: alle königlichen Wagen wurden brennend herumgefahren, die Ischafos der Feinde zerstampft und zerrissen oder als Siegeszeichen auf die Bajonette gespießt.

Wir konnten nicht wieder ins Freie gelangen, ohne an der Wache der Nationalgarde vorbeizukommen, die jeden Herausretrenden untersuchte. Wer irgendwelchen Raub von Wert bei sich trug, wurde sofort niedergeschossen. Natürlich ließ man uns drei Eidgenossen mit unseren Käsestücken unbehelligt ziehen. Uebrigens hatte Werdmüller zweierlei erbeutet, was er später als Andenken vorwies: einen Feigen vom roten Tuch des Thronsessels und das für diesen Tag, den 24. Februar 1848, für Louis Philipp bestimmte Menü.

Vom Hof der Tuilerien aus erblickten wir gewaltigen Rauch in der Richtung des Palais Royal. Doch zogen wir nicht dorthin, sondern mit dem großen Haufen der Neugierigen nach dem Stadthaus. Ueberall lagen Pferdeleichen, überall traf man auf siegesträumte Aufständische. Jünglinge, Männer, Greise, Weiber, die sich nicht minder tapfr geschlagen hatten als die Barrikadenhelden, die mannigfaltigen wunderlichen Kostüme und Waffen, die auf die Bajonette gesteckte Beute, die verbundenen Hände oder Köpfe der Verwundeten, der Siegesjubil und die den Führern dargebrachten Hochrufe, das alles war herrlich für uns Maler!

Von dem erbitterten Kampf, den die Erstürmung des Stadthauses gekostet, legten die vielen toten Pferde, die Blutlachen, die aus allen Häusern der Umgebung herausgetragenen Verwundeten und Toten Zeugnis ab. Da man die Neugierigen ungehindert in alle Zimmer hineinließ, so gelangten wir auch in das Beratungszimmer, wo schon die provisorische Regierung tagte. Louis Blanc und Lamartine rebelen. Es langweilte uns bald, um so mehr, als sich immer ungestümmer der Hunger regte. Denn bis jetzt — es war etwa nachmittags um die drei — hatten wir seit unserm dünnen Frühstücker nichts mehr genossen. Ich griff in die Tasche, bröckelte ein Stück von meinem königlichen Käse ab, steckte es in den Mund und spie es unwillig wieder aus. Was wir für Käse gehalten hatten, war Suppenfett!

Was werden damals die Spießbürger geschimpft haben über den „ruchlosen Haufen“, der sich, halb verhungert, an den aufgespeicherten Lebensmitteln gütlich tat! Und wie werden sie sich nachher über die Erlebnisse des großen Meisters amüsiert haben, um neuerdings wieder zu schimpfen und Schauermärchen zu erzählen über die „zügellosen Banden“ in den Novembertagen 1918. Vielleicht gab es aber unter den Novembertürmern auch einen künftigen jungen Böcklin, über dessen Erzählungen sie später lachen werden.

Das königliche Kindermädchen.

Von Hans Klabaufmann.

Trotz der Zurückhaltung, die sich König Karl der Blöckliche stets auferlegt hat, war ein Gerücht nach Paris gedrungen, das die Franzosen erheblich beunruhigte. Er wollte gegenbenfalls seine Beziehungen zu der Entente abbrechen. Die Folgen waren nicht abzusehen. Daher sandte der „Matin“ seinen Berichterstatler, Herrn Sauerwein, nach Budapest, um das Schlimmste zu verhüten und das Terrain zu sondieren. Aber es war nichts mehr zu retten. In den besseren Gesellschaften der Kleinen Entente wurde ein Lied gesungen mit dem Rehrreim:

Nischt war et mit'n Putsch,
un Karln sein Thron is futsch.
Er weent 'n halben Vita.
Mensch, hat der Angst vor Jital

Wie es kam, daß Karl seinem Volk das Heil nicht bringen durfte, hat auch Herr Sauerwein nicht feststellen können. Die Vorbereitungen waren jedenfalls gut. Nach dem „Matin“ hat der Habsburger seine Informationen von einem Kindermädchen bezogen, und dieses hat ihm versichert, daß sämtliche Portiers auf seiner Seite stehen.

Ich weiß nun gar nicht mehr, was ich davon halten soll. Wo soll man sich eigentlich erkundigen, wenn es gilt, über Menschen-schicksale Entschlüsse zu fassen? Macht man es wie Bethmann Hollweg, der sich von Generälen beraten ließ, so ist es falsch. Das geht aus seinen „Betrachtungen zum Weltkrieg“ hervor. (Wobei allerdings nicht ganz klar ist, warum er sich von ihnen immer hat welter beraten lassen.) Hört man auf die Diplomaten, sagt Ludendorff, so ist es auch falsch. Und sogar Kindermädchen können irren, das hat Karl erfahren müssen; es bleibt nur noch die Frage offen,

wer die Verantwortung für die armen 300 Menschen zu tragen hat, die dabei ihr Leben lassen mußten, das Kindermädchen oder die Portiers. Karl selbst trifft natürlich keine Schuld. Wie ich nämlich aus zuverlässiger Quelle erfahre, ist ihm neulich Napoleon im Traum erschienen. „Nun, König Karl, wie geht's?“ fragte er. Dieser antwortete, gleichzeitig im Namen seiner Jita: „Ich bin nicht König, aber ich bin aus dem Holz geschnitten, aus dem Könige gemacht werden“. Als Napoleon erwiderte: „Sobald die Welt Könige aus Holz braucht, werde ich an Sie denken.“ war Karls Entschluß gefaßt. Er griff daneben und bittet, ihm der Tradition wegen nicht Madeira, sondern Elba oder St. Helena als Unterstüßungswohnsitz anzuweisen.

Halt, eben stellt sich's heraus, an wen man sich wenden muß, wenn man richtige Wege gehen will. An die Männer des Deutschen Tageblatts. In der Nummer 141 schreibt ein Herr Thomas Grimm: „Die jüdische Freimaurerei arbeitet für Karl. . . . Wer sich mit Unreinem abgibt, beschmutzt sich. Und die Sozialdemokratie und der Kommunismus sind etwas Jüdisches, daher etwas Unreines.“ Bastelst! In derselben Nummer jubelt Herr Hans Weberstedt: „Vor mir liegt ein Buch, nein, kein Buch, das klingt zu alltäglich, eine Offenbarung, ein Heiligtum, ein Werk, daß (I) ich nicht gelesen, nein, verschlungen habe“. Und dann bringt er eine Stilprobe aus dem Heiligtum, die von Otto Ernst stammt:

„Der Franzose ist kein Mensch und hat in keiner Lage irgendwelchen Anspruch auf menschliche Behandlung. Wo ein Deutscher sie ihm dennoch zuteil werden läßt, geschleht es, weil ein Volk wie das deutsche zu der Tiefe des französischen nicht hinabsteigt.“

Der Verkehr mit Franzosen beschränkt sich durchaus auf das Unumgänglich-Notwendige; kein Deutscher weiß ohne zwingende Veranlassung mit einem Franzosen in demselben Raum. Jeden freiwilligen Verkehr mit einem Franzosen lehnt der Deutsche ab als unzulässige Befudelung seiner Persönlichkeit und seines Volkes. Wer sich eines solchen Verkehrs schuldig macht, sei ausgestoßen aus der Gemeinschaft unseres Volkes.“

Herr Weberstedt schreibt: „Das Buch hat mir das Blut in den Kopf getrieben“, was wir ihm gerne glauben. Ja, stehtest wohl, der Mann hat zuviel Blut im Kopf und findet doch so kraftvolle Worte. Oder wie wär's mit einem Reden aus der „Deutschen Tageszeitung“? Da finden wir auf Seite 2 der Nummer 499 die Mitteilung: Frankreich bereitet einen Gesehentwurf vor, der den fremden Kriegsteilnehmern das ewige Ruherecht gewährt, und auf Seite 3 folgenden Artikel:

Die „Gazette de Boß“ alias „Boßsche Zeitung“ meldet: „Der französische Botschafter wird am 1. November auf dem Friedhof Hasenheide Kränze an den Gräbern der in Gefangenschaft verstorbenen französischen Soldaten niederlegen. Für in Berlin ansässige Franzosen, die an der Feier teilnehmen wollen, ist Treffpunkt um 9.50 Uhr vormittags an der Tür des Kirchhofes.“

Es wäre interessant zu erfahren, ob sich die Pariser Presse in gleicher Weise um die Propaganda für eine deutsche Kriegerehrung in Frankreichs Hauptstadt bemühen würde.

Den Redakteur lobe ich mir. Er schreibt unter der Parole „Für deutsche Art“ und verbindet Takt mit wahrhaft sittlichem Empfinden. Wenn wir solche Beute in der Regierung gehabt hätten, würde Frankreich dafür gesorgt haben, daß uns Oberschlesien ungeteilt zufällt.

Auf das sittliche Empfinden kommt es eben an. Die Justiz hat Wichtigeres zu tun, als den Kapp-Prozess zu beginnen. Dabei handelt es sich nur um den Bestand der Republik. Aber Herr Professor Brunner hat etwas Neues entdeckt. Eine Musik, die durch ihren Rhythmus unstetlich wirkt. Die muß erst abgeurteilt werden. Dann soll der Geruch darankommen, der manchmal anstößig ist. Wenn der durchgeschneffelt ist, wird man die Rappisten fragen, ob es ihnen recht ist, das Verfahren gegen sie anzufangen.

Brüder.

Bruder . . . du schüttest stumm das Haupt!
Sag: sind wir Brüder nicht?
Der selbe Gegner hat uns beraubt, —
Wir kronen in gleicher Pflicht!

Bruder . . . schau nicht zur Seite so stumm,
Tu nicht so fremd und kühl!
Wir sind entzweit . . . Warum? Warum?
Und woll'n doch zum gleichen Ziel!

Wir seufzen beide: vom gleichen Leid
Gewürgt, zu Boden gepreßt, —
Und wären doch stark, wenn Einigkeit
Uns schmiedete zäh und fest!

Man wird uns zwingen, so lange voll Groß
Wir zornig ins Auge uns sehn!
Wir schreiten durch Wüsten von Dornen voll,
Und könnten durch Rosen gehn!

Und könnten zaubern voll Sonnenschein
Der Heimat siechendes Land, —
Nur müssen wir wieder Brüder sein! . . .
Hier, Bruder, ist meine Hand . . .

Wissen und Schauen

Die Herkunft unserer Gebrauchsgegenstände. Wir täuschen uns oft, indem wir annehmen, die uns wohlbekannten Gegenstände seien uralt. Verschiedene von ihnen, wie z. B. das Portemonnaie, sind sogar sehr jungen Datums. Das Portemonnaie ist eine Erfindung, die noch nicht hundert Jahre alt ist und von Karl Heue stammt, der 1842 als Buchbindergehilfe von Dresden nach New York ausgewanderte. In einer New Yorker Fabrik fertigte Heue Arbeitstaschen, Accessoires u. dgl. an und erfand dabei das Portemonnaie, das rasch zum Modestück wurde und den alten Geldbeutel bald überall verdrängte. — Weiter ist die Bürste, wie wir sie heute gebrauchen. Sie stammt von Ledebog, einem Bürgersohne aus Lobnau im bairischen Schwarzwald. Als Müllerbursche wollte sich Ledebog das lästige Zusammenkehren des Mehlstaubs erleichtern und kam auf den Gedanken, ein Stück Holz zu durchbohren und in die Bohrlöcher Schweinsborsten zu befestigen. Später betrieb er in Lobnau einen kleinen Viehhandel und begann im Jahre 1770 auch gewerbmäßig Bürsten zu verfertigen und in der Umgebung, besonders in der Breisgaustadt Freiburg, zu verkaufen. Bald nahm seine ganze Familie an der Bürstenerzeugung teil, und er konnte sogar einige Hausierer anstellen. Wohl noch vor dem Jahre 1800 fing ein gewisser Baldfasar Brendler an, aus der Herstellung von Bürstehölzern einen eigenen Erwerbszweig zu machen. Das war der unscheinbare Anfang einer wichtigen Hausindustrie, die in Lobnau und anderen Orten am Südrande des Feldbergs besonders heimisch wurde. — Die Erfindung des Briefumschlages fällt in das Jahr 1820 und wird dem Papierhändler Brewer in Brighton zugeschrieben. — Die Visitenkarte oder Besuchskarte, wie man jetzt sagt, nahm man unter Ludwig XIV. in Frankreich erstmals in Gebrauch. Man benutzte einfache Spielkarten, deren Rückseite man mit seinem Namen beschrieb und in das Schlüsselloch des zu Besuchenden steckte, wenn er nicht anzutreffen war. — Der Gebrauch der Servietten und Tischtücher wurde zur Zeit Kaiser Karls V. zuerst eingeführt, doch dauerte es lange Zeit, bis sich dieser Brauch allgemein einbürgerte. In früheren Zeiten sah man an schlichten hölzernen Tischen und benutzte als Unterlagen für Schüsseln und Tellern gegerbte Felle. Tischtücher von Leinwand und Damast fand man lange Zeit nur an fürstlichen Tafeln.

Die Diamantschleiferei. Bis zur Kriegszeit war das Schleifen der Diamanten fast ausschließlich die Arbeit einiger Amsterdamer Fabriten. Portugiesische Juden, die ihres Glaubens wegen aus der Heimat flüchteten, hatten die Kunst mitgebracht und weitergepflegt. Sie war auch ganz in jüdischen Händen. Besuchte man eine Amsterdamer Diamantschleiferei, was die meisten Fremden taten, so fand man, daß alles, vom Direktor herunter bis zum Lehrlingen und Portier, Juden waren. Die Diamantschleiferei ist übrigens technisch eine einfachere Sache, als mancher denkt. Noch heute steht Amsterdam an der Spitze, aber es hat schon Konkurrenz bekommen. England hat in Brighton eine Diamantschleiferei eingerichtet, um eine Beschäftigung für seine Kriegesbeschädigten zu haben. Dort haben belgische Flüchtlinge, die während der deutschen Besetzung ihres Landes nach England gekommen waren, meist Antwerpener, die Lehrmeister abgegeben. Weitere englische Diamantschleifereien sind geplant. Auch in Südafrika, wo die meisten Diamanten gefunden werden, will man Diamantschleifereien einrichten, also die Steine gleich an Ort und Stelle bearbeiten. Die Amsterdamer sehen sich also mit einemmal auf einem Gebiete, das bisher ihr Monopol war, stark bedroht, und die holländische Regierung geht daran, ihre Lager auf Borneo intensiver abzubauen, um ihren Diamantschleifern Beschäftigung zu geben. Diese gesteigerte Förderung von Edelsteinen hält man für unbedenklich, da auch die Nachfrage gestiegen ist. Auch Amerika baut seine Arkansasfelder jetzt energischer ab, da man festgestellt hat, daß die Einfuhr von Diamanten fortgesetzt steigt: im Jahre 1919 betrug sie 105 Millionen Dollars, doppelt so viel wie vor dem Kriege. In unruhigen Zeiten legen viele ihr Vermögen lieber in den dauerhaften und leichttransportablen Juwelen an als im zweifelhaften Papiergeld.

Naturwissenschaft

Tiere als Ärzte. Wenn ein wilder Vogel oder ein freilebendes Säugetier ein Glied bricht, so muß es deshalb noch nicht sterben; aber der ohnehin schwere Kampf ums Dasein wird ihm dadurch noch erschwert. Um möglichst schnell den Schaden zu überwinden, unterstützt das beschädigte Tier in manchen geraden erkaunten Weise die Heilkraft der Natur und ist als sein eigener Arzt tätig.

Ebenso merkwürdige wie hochinteressante Beobachtungen in dieser Hinsicht veröffentlicht ein englischer Naturforscher Oliver Pite in einem Londoner Blatt. Er erzählt uns von einer Schneepfote, die ein Bein brach. Es war ein einfacher Bruch, der schnell zu heilen begann; aber der Vogel unterstützte den Heilungsprozess, indem er das gebrochene Bein mit dem heilgebliebenen Fuß mit feuchter Erde bedeckte, die schnell hart wurde und dadurch für die Wunde einen sehr wirksamen Verband bildete. Manche Vögel zeigen, wenn ihnen ein Unfall zugefallen ist, erstaunliche Verstandeskraft. „Vor einigen Tagen“, berichtet Pite, „beobachtete ich einen Bzwergfalken, der sich aus einer Schlinge befreite, in der er sich gefangen hatte. Der Strick hatte sich ihm dicht um das eine Bein gelegt. Nachdem der Falke einige Minuten vergeblich versucht

hatte, durch Zerren und Ziehen sich zu befreien und bemerkte, daß die Schlinge sich nur noch fester zusammenzog, betrachtete er sie eine Zeitlang aufmerksam. Dann begann er mit dem Schnabel an dem Knoten zu zerrn und hatte so innerhalb von 5 Minuten die Schlinge geöffnet, sein Bein herausgezogen und flog davon. Kaninchen, Wiesel, Ratten und andere Rager werden oft mit einem fehlenden Glied erlegt. Und man findet dann immer, daß die Wunde vortrefflich geheilt ist. Kürzlich wurde ein Wiesel mit nur einem einzigen Fuß geschossen; die anderen drei Füße waren ihm abgeschossen oder in einer Falle abgeklemmt, aber die Stümpfe waren vortrefflich ausgeheilt, und aus der Körperbeschaffenheit des Tieres konnte man ersehen, daß es sich trotzdem reichliche Nahrung zu verschaffen gewußt hatte. Wenn ein Waldhuhn oder ein Rebhuhn einen Fuß verloren hat und nachher erlegt wird, so findet man oft eine dicke Hülle von Schafwolle um den Stumpf gewickelt. Da es sehr häufig vorkommt, kann man annehmen, daß der Vogel selbst diesen Verband sich anlegt, um damit das Blut zu stillen und den Heilungsprozess zu unterstützen. Die tapferste Tat, die ich jemals unter freilebenden Tieren sah, wurde von einer gewöhnlichen Ratte ausgeführt. Die Ratte hatte sich in einer Stahlfalle gefangen. Als ich die Falle am nächsten Morgen untersuchte, kämpfte die Ratte mit allen Kräften, zu entkommen, und als sie mich sah, wußte sie wohl, daß sie rasch handeln mußte. Sie wandte sich daher entschlossen nach dem Hinterbein, das von den Stahlfallen gepackt war, und nagte Fleisch und Knochen durch. Ohne den geringsten Schmerzenslaut hören zu lassen, amputierte sich so das Tier innerhalb von 5 Minuten selbst und lief dann frei davon.“

Was von der Ernte durch Pflanzenkrankheit verloren geht. Die ungeheuren Verluste an der Ernte, die durch Pflanzenkrankheiten und Schädlinge verursacht werden, kennzeichnet Dr. Frickinger in der „Umschau“ durch einige Zahlen. Durch den Steinbrand hat im Jahre 1919 in der Rheinprovinz der Weizen einen minderen Ertrag von 30 000 Tonnen im Werte von 15 Millionen Mark gehabt. Im vorigen Jahr verursachten Feldmäuse in einem Kreise der Rheinprovinz Schäden von 200 000 M., in diesem Jahre noch größere. Raupen und andere Schädlinge vernichten jährlich ein Fünftel unserer Obsternie. Insgesamt erleidet die deutsche Landwirtschaft durch Pflanzenkrankheiten einen Verlust, der auf 1 bis 2 Milliarden Mark jährlich zu schätzen ist.

Die ältesten Waldbäume Deutschlands. Die Birke wird als der älteste deutsche Waldbaum bezeichnet. Sie soll sich am Schluß der Eiszeit am frühesten auf dem germanischen Boden ausgebreitet haben, und zwar geschah das wahrscheinlich schon viel früher, als der Mensch zur Siedelung in diese nun eisfreien Gebiete einzog. Neben ihr steht dem Alter nach fast gleichzeitig die Espe, die in der ältesten Waldzeit Norddeutschlands, namentlich auf sumpfigem Boden, der wichtigste Baum gewesen sein dürfte. Die Dreizahl wird durch die Kiefer vervollständigt, welche etwas später als Birke und Espe in der norddeutschen Tiefebene auftritt. Birke, Espe und Kiefer dürften deshalb als die ältesten Waldbäume Deutschlands angesprochen werden.

Die anderen deutschen Waldbäume haben wohl alle gleichzeitig, mit Ausnahme der Buche, die norddeutsche Tiefebene besiedelt. Die Buche kam sicher erst viel später dazu. Zu der Buche trat dann noch die Eiche, die als letzte der ältesten der deutschen Waldbäume sich ansiedelte, aber dann eine besonders weite Verbreitung fand und manchen Gegenden ihr eigentümliches landwirtschaftliches Gepräge gab. Das Auftreten der Eiche bezeichnet den Beginn der neuen Waldzeit.

Urgeschichte

Geologische Zeiträume. Viel Scharfsinn ist schon angewendet worden, um zu einigermaßen begründeten Schätzungen der Dauer geologischer Zeiträume und damit des Alters der verschiedenen Tier- und Pflanzenformen, auch des Menschengeschlechtes selbst, zu gelangen. Alle diese Überlegungen ruhen aber auf sehr unsicherem Boden. Erst der große schwedische Geologe Gerard de Geer fand in jungen Bodenablagerungen Schwedens und Finnlands, den sogen. Bänderktonen, eine Erscheinung, die den Jahresringen im Wachstum eines Baumes zu vergleichen ist. Jede der dünnen Tonsschichten, die zu vielen Hunderten aufeinander liegen, stellt nämlich den Niederschlag der Sinkstoffe eines einzelnen Jahres in einem See dar, so daß sich durch einfaches Auszählen der Tonlamellen die Gesamtzahl der Jahre, die bei der Ablagerung der ganzen Bänderktonschicht vorging, feststellen läßt. Da nun die Bänderktonen während der letzten Abschnitte der letzten Eiszeit und weiterhin seit dem Ende der Eiszeit bis zur Gegenwart abgelagert worden sind, so konnte de Geer die Zahl der Jahre, die diese Zeiträume umfaßt haben, genau ermitteln. Danach sind seit dem Ende der Eiszeit bis zum Jahre 1920 6580 Jahre verflossen, und die Bänderktonen konnten noch 5000 Jahre weiter rückwärts in die letzte Eiszeit hinein verfolgt werden. Diese Zahlen, die viel kleiner sind, als die meisten früheren Schätzungen, sind deshalb so interessant, weil wir aus allen diesen Zeiträumen auch menschliche Skelettfunde und Spuren menschlicher Tätigkeit, Werkzeuge, Waffen, Reste von Mahlzeiten usw., kennen und die Spuren der Menschen sogar noch viel weiter zurück verfolgen können, so daß wir das Alter der Menschheit heute mit Sicherheit auf einige Jahrtausende ansehen können.

Wenn man erkennt, daß das Leben des Menschen so schwankend ist wie das Bild des Mondes im Wasser, so wird man glücklich.